Frauke Dettmer (Hg.)

Fritz

Eine jüdische Kindheit in Schleswig-Holstein
Die Erinnerungen von Fred Ring

Wachholtz

Quellen und Studien zur Geschichte der jüdischen Bevölkerung Schleswig-Holsteins.
Hrsg. von Prof. Dr. Gerhard Paul.

Diese Publikation wurde gefördert von:
Elke und Wilfried Boysen, Hamburg
Brunswiker Stiftung, Kiel
Freundeskreis des Jüdischen Museums, Rendsburg
Gesellschaft für Rendsburger Stadt- und Kreisgeschichte, Rendsburg
Stiftung Spar- und Leihkasse, Rendsburg

© 2020 Wachholtz Verlag, Kiel/Hamburg
Das Werk, einschließlich aller seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

ISBN 978-3-529-05056-5
Gesamtherstellung: Wachholtz Verlag

Printed in Europe
Besuchen Sie uns im Internet:
www.wachholtz-verlag.de

Vorwort
5

»Traurig, dass alles zu Ende kam«
Die Rendsburger Familie Ring
7

Die Erinnerungen von Fred Ring
27

Quellen
105

Max Ring
In Memoriam
109

Vorwort

Im Jahr 2016 schickte mir Max Ring junior die Erinnerungen seines Vaters Fred Ring, der 1921 als Fritz Ring in Rendsburg geboren wurde. Er schrieb sie auf Bitte seiner Enkelin Jennifer. Auch wenn sie unvollendet sind und 1940 abbrechen, entstand allmählich der Gedanke, daraus ein Buch zu machen. Es ergänzt die bisher publizierten autobiografischen Aufzeichnungen überlebender Juden und Jüdinnen aus Schleswig-Holstein, etwa von Dora Lehmann aus Altona (Jg. 1866), Chana Thee (Jg. 1905) und Leo Bodenstein (Jg. 1920) aus Kiel; Charlotte Landau-Mühsam (Jg. 1881), Gerson Goldschmidt (Jg. 1921) und Chaim Cohn (Jg. 1911) aus Lübeck, die alle drei emigrierten, allerdings unter sehr unterschiedlichen Bedingungen überlebten; Jürgen Jaschek (Jg. 1929) aus Bad Schwartau und Josef Katz (Jg. 1918) aus Lübeck, die zu den wenigen Überlebenden der Deportation nach Lettland im Dezember 1941 gehören. Und die Erinnerungen weiterer Überlebender, die Gerd Stolz als Betreuer jüdischer Besuchergruppen in Schleswig-Holstein sammelte und in dem Band »Zwischen gestern und heute« 1991 herausgab.

Die Aufzeichnungen von Fred Ring bestechen durch die detaillierten Erinnerungen an das Aufwachsen eines jüdischen Jungen in der schleswig-holsteinischen Kleinstadt, die den größeren Teil ausmachen. Sie lassen das Bild einer behüteten Kindheit und Jugend entstehen, das ab 1933 allmählich immer brüchiger und bedrohter wurde. Der Besuch einer jüdischen Berufsschule in Berlin und das Zusammenleben mit Gleichaltrigen in einem Wohnheim brachten kurzfristig neue Perspektiven, die aber durch die Verschärfung der antijüdischen Maßnahmen des NS-Regimes und

durch die Pogrome um den 9. und 10. November 1938 rasch zerstört wurden. Das Manuskript endet mit der Schilderung des ersten Jahres in England nach der Rettung durch den Kindertransport.

Nach Kriegsende erfuhr Fred Ring, dass seine Eltern den Holocaust nicht überlebt hatten. Sie kamen im August 1942 auf dem Transport in das KZ Auschwitz oder in Auschwitz selbst ums Leben. Fred Ring emigrierte in die USA und baute sich dort ein neues Leben auf. Zweimal besuchte er seine Heimatstadt Rendsburg, 1988 und 2000. 2016 starb er im Alter von 94 Jahren in seiner neuen Heimat in den USA.
An dem Text sind geringe Korrekturen vorgenommen worden, einige Irrtümer z. B. Jahreszahlen betreffend wurden stillschweigend korrigiert, zwei Wiederholungen herausgenommen und zwei Absätze aus inhaltlichen Gründen umgestellt. Eine Passage, die die Persönlichkeitsrechte einer dritten Person verletzen könnte, wurde ausgelassen. Silke Ettling hat die gesamte erste Rohübersetzung aus dem Amerikanischen gemacht. Robert F. Leitch hat die korrigierte Übersetzung durchgesehen, wo nötig geändert und stilistische Unebenheiten geglättet. Ihm und Silke Ettling danke ich herzlich.

Max Ring junior und seiner Familie gilt mein Dank für die Überlassung des Manuskripts und das Vertrauen, das sie mir geschenkt haben.

Frauke Dettmer

»Traurig, dass alles zu Ende kam«
Die Rendsburger Familie Ring

Der Vater Fritz Rings, Max Ring, war im September 1919 aus Polen nach Rendsburg gezogen. Dass die Wahl auf Rendsburg fiel, mag an einem entfernten Verwandten gelegen haben: Gerson Schlumper, Schächter der jüdischen Gemeinde bis 1920. Warum Max Ring seine polnische Heimat verließ, ist nicht überliefert. Nach dem Ende des Ersten Weltkrieges, besonders 1919 und 1920, verließen Tausende Juden die neue Republik Polen auf der Flucht vor Antisemitismus und Pogromen.[1] In Schleswig-Holstein ließen sie sich vor allem in Altona oder in Kiel nieder.[2] Nach der Heirat 1920 zog dann auch Paula Ring nach Rendsburg. Max Ring stammte aus Blaszki bei Kalisz, wo er 1893 geboren wurde. Paula Ring war 1890 in Breslau geboren, wuchs aber in Ostrowo auf, das sich in der Nähe von Kalisz befand. Durch die Heirat mit dem polnischen Max Ring erhielt sie und dann auch der Sohn die polnische Staatsangehörigkeit.

In Rendsburg betrieb das Ehepaar eine Schneiderei und Putzmacherei in der Torstraße 12. 1921 wurde der Sohn Fritz geboren. So lange Fritz im Kleinkindalter war, spielte sich sein Leben in den an die Geschäftsräume angrenzenden Wohnräumen in der Torstraße ab. Zu dieser Zeit ging es der Familie finanziell gut, so dass sie 1925 in der gutbürgerlichen Beseler Straße eine Wohnung getrennt von ihrem Laden beziehen konnte. Hier fühlte sich die Familie wohl. Hauswirt und Nachbarn waren freundlich. Fritz erlebte bis 1933 eine harmonische Kinder- und Jugendzeit. Die Familie lebte religiös und war Mitglied der jüdischen Gemeinde, zu deren

1 Maurer, Abschiebung, S. 54. – Benz, Handbuch des Antisemitismus, Bd 1, S. 280 ff.
2 Goldberg, Abseits, S. 51.

Vorstand Max Ring zeitweilig gehörte. 1934 feierte die kleine Restgemeinde in der Synagoge die Bar Mizwa von Fritz.

Mit dem Machtantritt der Nationalsozialisten und den antijüdischen Maßnahmen änderte sich das Leben der Familie Ring drastisch. Es kamen kaum noch Kunden, die Familie verarmte. 1937 war sie gezwungen, die bisherige Wohnung und den Laden aufzugeben und in die beengten Räume in der Schleifmühlenstraße zu ziehen. Im Juli 1938 schrieb Paula Ring an ihren Bruder Max in Argentinien: »Wir sind Gottlob gesund und hoffen von Dir ein gleiches. Was anbelangt unsere Geschäftslage kann ich Dir nur berichten, daß ich tagaus tagein meinen Mann angucke und er mich anguckt, weil wir beide nichts zu tun haben. (…) [Was] aus uns wird, bleibt ein Rätsel« (Abb. 1).

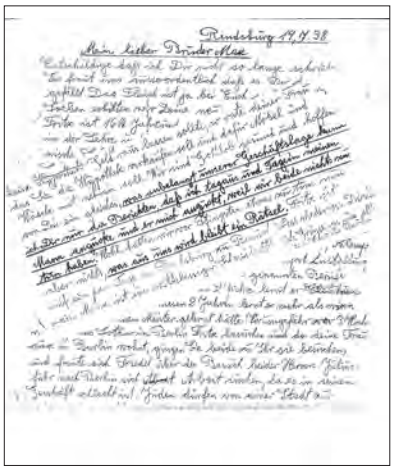

Abb. 1: Aus dem Brief Paula Rings an ihren Bruder Max, Slg. Eva Hoffmann

Fritz verlor seine Spielkameraden aus der Mittelschule. Er wurde immer einsamer. In dieser Zeit schenkte ihm das Ehepaar Magnus eine Mundharmonika. Später lernte er auch Akkordeon zu spielen (Abb. 2). Das half ihm ein wenig über das Alleinsein hinweg. Nach dem Abschluss der Mittelschule besuchte er in Berlin eine jüdische Berufsschule, da er in Rendsburg als jüdischer Junge keine Aussicht auf eine Lehrstelle hatte.

Abb. 2: Chicago 1951, Slg. Eva Hoffmann

Die Emigration wurde ein immer drängenderes Thema. Der Versuch, mit Hilfe von Verwandten nach Chicago auszuwandern, scheiterte ebenso wie der Plan, sich in Palästina eine neue Existenz aufzubauen. Ende Oktober 1938 entging Fritz der sogenannten »Polenaktion«, dem Versuch Nazideutsch-

Abb. 25: Friedhof, Foto: Friedrich Schröder

Abb. 26: Grab Gortatowski 1935 nach der Beerdigung von Johanna Gortatowski

Zu den jüdischen Feiertagen besuchten wir die Synagoge in der Prinzessinstraße (Abb. 27, 28). Sie war sehr alt. Es gibt Belege für ihre Existenz seit 1845.[11] Daneben befand sich die Talmud-Tora-Schule und das rituelle Bad, die Mikwe. Ich sah das Bad erst viele Jahre später. Aus irgendwelchen Gründen war es eingemauert und zugedeckt.[12] Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde es wieder ausgegraben und restauriert, um Teil eines jüdischen Museums zu werden. Dies war das Verdienst von Dr. Ole Harck, einem Deutschen dänischer Abstammung, Professor an der Kieler Universität. 1981 wurde die Synagoge als Kulturdenkmal von besonderer Bedeutung eingestuft.

Abb. 27: Synagoge von der Herrenstraße aus

11 Die Synagoge wurde 1844/45 an Stelle der baufälligen Synagoge von 1732/33 errichtet.

12 Die Mikwe befand sich im Vorderhaus der Synagoge. Sie verlor durch den Bau des Kanals ihre Grundwasserversorgung. Seitdem war sie zwar nicht eingemauert, wurde aber nicht mehr benutzt. Nach dem Zwangsverkauf 1939 an die Fischhandlung Meier & Vollstedt diente sie als Abfallgrube.

Abb. 28: Synagoge 1920er Jahre

Ich muss sieben oder acht Jahre alt gewesen sein, als meine Eltern eine Wohnung in der Beseler Straße 7 bezogen.[13] Ich fühlte mich wohl am neuen Ort. Die Vorderseite des Backsteingebäudes war wie das Nachbargebäude mehrfarbig bemalt. Auf dem Nachbargebäude waren zudem die Buchstaben I.O.G.T. angebracht. Ich glaube, das stand für Internationale Organisation der Guttempler. Die Nachbarn waren freundlich. Das Haus hatte hinten einen schönen Obst- und Gemüsegarten, der dem Hausbesitzer gehörte, der ebenfalls dort lebte. In der Mitte dieses Gartens stand ein sehr alter Kirschbaum. Im Sommer hängte der Hauswirt mehrere Glocken in den Baum, an denen lange Schnüre befestigt waren, die bis in eines seiner Fenster reichten. Dort saß er stundenlang und läutete die Glocken, um die Vögel abzuschrecken, die auf den Baum flogen, um nach den Kirschen zu picken.

13 Nach dem Rendsburger Adressbuch wohnte die Familie Ring schon seit 1925 dort.

Während der Sommerferien kam sein Enkel zu Besuch und wir spielten zusammen. Es gab drei oder vier Ställe für Kaninchen am Haus. Auf der Vorderseite befanden sich vergitterte Flügeltüren, die mit einem Vorhängeschloss versehen waren. Ich freundete mich bald mit den Kaninchen an und fütterte sie mit Gemüseresten und Küchenabfällen. Dies ging bis zum Ende des Jahres so – bis sie schließlich auf dem Esstisch des Besitzers endeten.

Unter der Dachrinne an der Rückseite des Hauses stand eine hölzerne Regentonne. Das Regenwasser wurde zum Bewässern des Gartens und des Obstbaumes benutzt und die Tonne mit einem Holzdeckel abgedeckt. Ab und zu nahm ich den Deckel ab und schaute hinein. Dort entdeckte ich Mückenlarven. Ich beobachtete sie beim Schwimmen, was sehr merkwürdig aussah. Zuerst falteten sie sich zu einem V zusammen, um sich dann plötzlich zu strecken und sich auf diese Weise vorwärts zu treiben. Das fand ich faszinierend.

Stichwort Wasser – fast wäre ich einmal ertrunken. Und das kam so: Jede Familie konnte an einem bestimmten Tag ihre Wäsche in einem kleinen Backsteingebäude beim Haus waschen. Der Waschkessel stand über einem mit Kohle befeuerten Steinofen. Mutter hatte eine Waschfrau angestellt und ich musste natürlich »helfen«. Eines Morgens stand ich auf einem Stuhl und rührte mit einem großen Holzlöffel in der Wäsche, wie ich es bei der Waschfrau gesehen hatte. Da verlor ich das Gleichgewicht, rutschte aus und fiel kopfüber in den Waschkessel. Die Waschfrau bemerkte es gerade noch rechtzeitig und zog mich an den Beinen heraus. Glücklicherweise war das Wasser noch nicht heiß genug, um mich zu verbrennen, aber ich kann mich noch immer an den Seifengeschmack erinnern.

Abb. 38: Betsaal, Foto: Friedrich Schröder

der Gemeindevorsteher auf dem anderen, sie waren beide gepolstert.

Alle Gemeindemitglieder hatten ihre festen Plätze mit abschließbaren Pulten für persönliche religiöse Gegenstände wie *Tallit* (Gebetsschal) oder die verschiedenen Gebetbücher. Die Pultdeckel waren geneigt, um die Bücher besser lesen zu können, und hatten am unteren Ende eine Leiste, um das Wegrutschen zu verhindern. An den Hohen Feiertagen saßen ein Polizist und ein Feuerwehrmann am Eingang zum Gotteshaus. Warum waren sie dort? Ich habe es nie herausgefunden. Vielleicht beruhte es auf einer Stadtverordnung aus früheren Zeiten.

Wir Kinder rannten oft die Treppen auf und ab, zwischen Mutter und Vater hin und zurück. Oben neben der Frauenschul befanden sich die Räume der Talmud-Tora-Schule, die nicht mehr benutzt wurden.[24] Wir wühlten in den Sachen, die dort aufgehoben wurden: abgelaufene Kalender, alte Gebetbücher und ähnliches. Ich bewunderte den gerahmten Druck einer Büste Theodor Herzls, dem Begründer des Zionismus, der an der Wand hing. Der Druck war schwarzweiß und anstelle von Pinselstrichen standen Texte, die von seinem Leben und Werk erzählten. Die Schrift formte seinen Kopf und seine Schultern.

An den Nachmittagen der vier jüdischen Feste *Pessach*, *Jom Kippur*, *Schawuot* und *Schemini Azeret*[25] wurde *Jiskor* abgehalten, ein Gedenkgottesdienst in Erinnerung an nahe Verwandte, die nicht mehr lebten. Während des Betens füg-

24 Zur Zeit von Fritz Ring war die Talmud-Tora-Schule zu Wohnzwecken vermietet. Für den Religionsunterricht der wenigen Kinder reichte der Raum neben der Empore, der im Winter auch als Synagoge diente.

25 *Schawuot* (Wochenfest) wird sieben Wochen nach *Pessach* begangen und erinnert an die Gabe der Tora am Berg Sinai. *Schemini Azeret*: Schlussfest, letzter Tag des Laubhüttenfestes.

ten die Beter die hebräischen Namen ihrer geliebten Angehörigen an entsprechender Stelle ein. Bei diesem Anlass sah ich zwei, drei mir unbekannte Damen, die das Gotteshaus betraten und für die Dauer der Gebete blieben. Es waren wohl die jüdischen Ehefrauen von deutschen Nichtjuden, die von der Gemeinde eine Nachricht über den genauen Zeitpunkt erhalten hatten. Kinder, deren Angehörige noch lebten, und das traf auf die meisten zu, wurden gebeten, für 15 Minuten den Raum zu verlassen. Wir spielten solange im Hof, auf dem sich einige Nebengebäude befanden, die zur Synagoge gehörten.[26]

Viele Jahre später, als ich Rendsburg mit meinem Sohn Max besuchte, lernte ich eine der Damen kennen: Lise-Lotte Diller, verwitwet, 93 Jahre alt. Sie wohnte in dem Altersheim »Hospital zum heiligen Geist«. Ihr Gesundheitszustand war nicht sehr gut, sie benutzte eine Gehhilfe. Sie zeigte uns eine alte *Chanukkia*, einen Leuchter mit neun Kerzenhaltern für das Chanukkafest, der auf ihrem Wohnzimmerschrank stand. Sie hatte ihn wohl von ihrer Mutter geerbt. Sie umarmte mich und sagte, dass sie meine Eltern gut gekannt habe. Man habe sich gegenseitig oft besucht. Sie zeigte mir viele alte Fotos. Obwohl halbjüdisch von Mutterseite, hatte sie die Synagoge nur selten besucht. Dennoch erinnerte ich mich an sie.

Frau Dettmer, die damalige Kuratorin des heutigen Jüdischen Museums, schrieb mir am 5. Oktober 2001:

> »Frau Diller erzählte mir, dass ihre Mutter aus einer jüdischen Bauernfamilie aus dem Saarland stammte. Vor ihrer Heirat konvertierte sie zum christlichen Glauben. Sie erzählte auch, dass ihre Mutter eine Art Sabbatruhe einhielt. Am Samstag erledigte sie nur dringende Arbeiten. Anderes verschob sie auf den Sonntag. Wenn ihre Kinder mit zerrissenen Strümpfen kamen, verschob sie das Stopfen und sagte: ›Legt sie in den Nähkorb. Ich mache das später.‹ Frau Diller bewahrte noch immer das jüdische Gebetbuch ihrer Mutter auf.«

Als ich all das las, kam ich zu dem Schluss, dass Mutter und Tochter sich offenbar sehr geliebt haben. Frau Diller servierte uns Kaffee und Kuchen. Als wir nach weiteren lebhaften Gesprächen gingen, öffnete sie das Fenster und rief »Auf Wiedersehen!« Sie starb im folgenden Jahr. Die Begegnung mit ihr machte mir deutlich, wie viele Menschen unter dem Naziregime gelitten haben.[27]

Als immer mehr Autos fuhren, beschlossen die Stadtväter, unsere Torstraße, die mit Kopfsteinen gepflastert war, zu asphaltieren. Es war wohl eine der ersten Straßen in der Stadt mit Asphalt. Für uns Kinder wurde es jetzt viel einfacher, Brummkreisel zu spielen. Unter unseren Peitschenschlägen drehten sich die Kreisel, was großen Spaß machte. Allerdings war der Asphalt im Winter für die Pferdewagen gar nicht gut. Viele Pferde rutschten auf der vereisten Oberfläche aus und mussten sehr vorsichtig wieder aufgerichtet werden, damit sie sich nicht die Beine brachen. Das Aufhelfen verlief folgendermaßen: Zuerst wurde eine Decke auf das Pferd gelegt, um es warmzuhalten. Dann wurde Sand oder Stroh

26 z. B. Tahara, das Haus zur Totenreinigung.

27 Frau Diller gehörte zu den »volljüdischen« oder »halbjüdischen« Partnern aus sogenannten Mischehen, die im Februar 1945 den Deportationsbefehl nach Theresienstadt bekamen. Der Stadtpolizist Claus Voß sorgte dafür, dass sie »nicht auffindbar« war. LAS Abt. 761 Nr. 17861.

07.03.36 Juden besitzen kein Reichstagswahlrecht; Wiederbesetzung des Rheinlandes.
01.08.36 Eröffnung der Olympischen Spiele in Berlin.
02.07.37 Weitere Einschränkung der Zahl jüdischer Schüler an deutschen Schulen.
16.11.37 Juden erhalten nur noch in besonderen Fällen Auslandspässe.
13.03.38 Einmarsch deutscher Truppen in Österreich.
26.04.38 Juden müssen ihr Vermögen angeben.
06.07.38 Juden werden bestimmte Gewerbe untersagt (z. B. Makler, Heiratsvermittler, Fremdenführer).
23.07.38 Juden müssen ab 1.1.39 Kennkarten bei sich führen.
25.07.38 Jüdische Ärzte gelten ab 30.9.38 nur noch als ›Krankenbehandler‹.
27.07.38 Alle ›jüdischen‹ Straßennamen werden entfernt.
17.08.38 Juden dürfen ab 1.1.39 nur noch jüdische Vornamen haben. Wenn sie deutsche Namen führen, müssen sie zusätzlich den Namen ›Israel‹ bzw. ›Sara‹ annehmen.
05.10.38 Jüdische Reisepässe werden mit einem ›J‹ versehen.
28.10.38 Rund 15 000 ›staatenlose‹ Juden werden nach Polen abgeschoben.
07.11.38 Attentat des Juden Herschel Grynszpan auf den deutschen Gesandtschaftsrat vom Rath in Paris.
08.11.38 Erste Ausschreitungen gegen Juden.
09.11.38 v. Rath stirbt, Beginn des Pogroms.
10.11.38 Pogrom (Nacht vom 9./10.11. ›Reichskristallnacht‹).
11.11.38 Juden dürfen Waffen weder besitzen noch führen.

12.11.38 Der Gesamtheit aller deutschen Juden wird eine Sühneleistung von 1 Milliarde Reichsmark auferlegt. Die Juden müssen alle Schäden des Pogroms auf eigene Kosten sofort beseitigen. Juden dürfen keine Geschäfte und Handwerksbetriebe mehr führen. Juden dürfen keine Theater, Lichtspielhäuser, Konzerte und Ausstellungen mehr besuchen.
15.11.38 Alle jüdischen Kinder werden aus deutschen Schulen entfernt.
23.11.38 Alle jüdischen Betriebe werden aufgelöst.
28.11.38 Juden dürfen sich ab sofort zu bestimmten Zeiten und in bestimmten Gebieten nicht mehr bewegen.
03.12.38 Juden werden Führerscheine und Zulassungspapiere für Kraftfahrzeuge entzogen.
03.12.38 Juden müssen ihre Betriebe verkaufen, ihre Wertpapiere und Schmucksachen abliefern.
08.12.38 Juden dürfen keine Universitäten mehr besuchen.
15.03.39 Einmarsch deutscher Truppen in die Tschechoslowakei.
30.04.39 Der Mieterschutz für Juden wird eingeschränkt.
17.05.39 Im Deutschen Reich leben noch rund 215 000 Juden.
04.07.39 Die Juden müssen sich in einer ›Reichsvereinigung der Juden‹ zusammenschließen.
01.09.39 Beginn des Zweiten Weltkriegs. Juden dürfen im Sommer nach 21 Uhr und im Winter nach 20 Uhr ihre Wohnung nicht mehr verlassen.
21.09.39 Juden-Pogrome in Polen.
23.09.39 Alle Juden müssen ihre Rundfunkgeräte der Polizei abliefern.

12.10.39	Deportation von Juden aus Österreich nach Polen.
19.10.39	Die Sühneleistung der Juden wird auf 1,25 Milliarden Reichsmark erhöht; letzter Zahlungstermin ist der 15.11.39.
23.11.39	Einführung des Judensterns in Polen.
06.02.40	Juden erhalten keine Kleiderkarte.
12.02.40	Erste Deportation deutscher Juden.
29.07.40	Juden dürfen keinen Fernsprechanschluss mehr besitzen.
12.06.41	Juden dürfen sich nur noch als ›glaubenslos‹ bezeichnen.
31.07.41	Beginn der ›Endlösung‹.
01.09.41	Juden müssen einen Judenstern tragen. Sie dürfen ohne polizeiliche Genehmigung ihren Wohnbezirk nicht mehr verlassen.
14.10.41	Beginn der allgemeinen Deportationen aus Deutschland.
26.12.41	Juden dürfen öffentliche Fernsprechstellen nicht benutzen.
01.01.42	Im Deutschen Reich leben noch rund 130 000 Juden.
10.01.42	Juden müssen alle Woll- und Pelzsachen aus ihrem Besitz abliefern.
17.02.42	Juden dürfen keine Zeitungen und Zeitschriften beziehen.
26.03.42	Jüdische Wohnungen müssen durch einen Judenstern neben dem Namensschild kenntlich gemacht werden.
24.04.42	Juden ist die Benutzung öffentlicher Verkehrsmittel untersagt.
15.05.42	Juden ist das Halten von Hunden, Katzen, Vögeln usw. verboten.
29.05.42	Juden ist der Besuch von Friseurgeschäften verboten.
09.06.42	Juden müssen alle entbehrlichen Kleidungsstücke abliefern.
11.06.42	Juden erhalten keine Raucherkarten.
19.06.42	Juden müssen alle elektrischen und optischen Geräte sowie Schreibmaschinen und Fahrräder abliefern.
20.06.42	Alle jüdischen Schulen werden geschlossen.
17.07.42	Blinde und schwerhörige Juden dürfen keine Armbinden zur Kennzeichnung im Verkehr mehr tragen.
18.09.42	Juden erhalten kein Fleisch, keine Eier und keine Milch mehr.
04.10.42	Alle Juden aus deutschen Konzentrationslagern werden nach Auschwitz verlegt.
21.04.43	Straffällige Juden sind nach Verbüßung einer Strafe dem KZ Auschwitz oder Lublin zuzuführen.
01.09.44	Im Deutschen Reich leben noch rund 15 000 Juden.
13.11.44	Juden ist die Benutzung von Wärmeräumen verboten.
08.05.45	Ende des Zweiten Weltkriegs. Zusammenbruch des Deutschen Reichs.

Etwa einen Monat später, Anfang Dezember 1938, erhielt ich ein Telegramm vom Jüdischen Hilfsverein aus Hamburg. Frei übersetzt war zu lesen: »Fritz, nimm den nächsten Zug nach Hamburg. Komm sofort, um nach England zu reisen.« Unterzeichnet von (Frau) Arnheim aus der Beneckestraße 2,

Gerson Goldschmidt: Am seidenen Faden. Zürich 1997.

Josef Katz: Erinnerungen eines Überlebenden. Kiel 1988.

Charlotte Landau-Mühsam: Meine Erinnerungen. Hrsg. von Peter Guttkuhn. Lübeck 2010. (Schriften der Erich-Mühsam-Gesellschaft. 34.)

Dora Lehmann: Erinnerungen einer Altonaerin 1866–1946. Hamburg 1998.

Chana Thee: Soon you'll need an Orchard. Jerusalem 1990.

Richard J. Yashek (Jürgen Jaschek): Die Geschichte meines Lebens. Wie ein zwölfjähriger Junge aus Lübeck und Bad Schwartau die Konzentrationslager überlebte. Hrsg. vom Schulverein der Geschwister-Prenski-Schule. Lübeck. o.J.

Zwischen gestern und heute. Erinnerungen jüdischen Lebens ehemaliger Schleswig-Holsteiner. Zusammengestellt und eingeleitet von Gerd Stolz. Hrsg. von der Jüdischen Gemeinde in Hamburg. Heide 1991.

Max Ring
In Memoriam

Mein Vater, Fred Ring wurde am 21. September 1921 in Rendsburg/Deutschland geboren. Sein Vater Max war ein Schneider, seine Mutter Paula Hutmacherin. Er führte ein einfaches Leben und spielte oft für sich allein auf dem Gelände bei seiner Wohnung. Es gab nur drei jüdische Kinder in Rendsburg, die etwa in seinem Alter waren! Er konnte sich gut mit Schachspiel und Akkordeonspiel beschäftigen. Auch war er ein eifriger Leser. Mit 17 Jahren sandten ihn seine Eltern mit dem Kindertransport nach England, wohin 10 000 jüdische Kinder in die Arme von Fremden geschickt wurden. Zwei Jahre verbrachte er auf einer Farm. Er wurde Schildermaler, damit er, wie er einmal sagte, nicht wie jeder andere Mist auf dem Bauernhof schaufeln musste.

Seine Eltern sollte er nie wiedersehen. Während des Zweiten Weltkriegs ging er in die polnische Division der englischen Armee. 1947 bürgte sein Cousin Sam für Fred bei der Auswanderung in die Vereinigten Staaten. 1952 zog er von Los Angeles nach Chicago und lernte eine Schönheit namens Lorraine kennen. Sie heirateten bald und bekamen zwei Kinder, Max und Shelby. Mein Vater arbeitete in einer Fabrik und kam immer um 16.15 Uhr nach Hause. So sah ich ihn jeden Tag. Er unternahm viel mit uns, als wir klein waren. Einmal baute er uns einen Kaninchenstall, den wir draußen hatten. Als wir Teenager waren, kaufte er uns Luftgewehre und erlaubte uns, im Keller auf einem Schießstand zu schießen, den er uns ebenfalls besorgt hatte.

Er interessierte sich auch für Modelleisenbahnen. Er baute eine Landschaft für die Züge mit Bergen und Seen auf einer 4 x 8 Meter Spanplatte, die er an einem Zugsystem befestig-

Abb. 55: Collage von Max jnr.

te, so dass wir nach dem Spielen die Platte unter die Decke ziehen konnten. Er war sehr kreativ. Fred liebte seine Jungen, konnte es aber nicht mit körperlicher Zuneigung zeigen, sondern zeigte es durch die Unternehmungen mit uns. In einem Sommer machte er sogar aus einem riesigen Gurkenholzfass ein Wasserbassin für tropische Fische in unserem Garten. Als ich 13 war, führte er mich in die Welt der Musik ein und schickte mich zum Akkordeon- und Orgelunterricht. Zuerst wehrte ich mich dagegen, aber allmählich beherrschte ich die Instrumente und hatte Freude daran. Ich brachte mir dann selbst Klavier und Synthesizer bei. In den 1970er Jahren spielte ich in mehreren Rockbands, eine großartige Erfahrung. All das wäre nicht geschehen, hätte mein Vater mich nicht ermutigt, Akkordeon zu spielen. Ich danke ihm dafür.

Mein Vater war ein wunderbarer Großvater und Urgroßvater, er liebte seine Enkel (Jason, Jenny und Jordan) und hatte das Glück, zwei seiner Urgroßenkel (Liam und Bianca) kennenzulernen, die ihn sehr lieb hatten. Er hatte große Freude an ihrer Gesellschaft! Er war ein gläubiger Besucher der Niles Stadtsynagoge und wurde von der Gemeinde hoch geschätzt. Wenn der Rabbiner verhindert war, führte er den Gottesdienst durch und holte sogar diejenigen ab, die keine Fahrgelegenheit hatten, um zur Synagoge zu kommen. Nicht zuletzt besuchte er sehr gern das Continental Restaurant, um einmal im Monat am Sonntag zum Brunch mit seiner Familie zusammen zu sein.

Dad, wir vermissen Dich als wesentlichen Teil unseres Familienlebens.

Ruhe in Frieden bis in alle Ewigkeit und möge HaShem immer über Dir wachen.

In Liebe
Max, Janet und Ron

Shelby (1990 verstorben)

Max jnr.

Max, Ron, Janet

Max und Janet

Jennifer

Jason

Jordan

© alle Abbildungen der Familie: privat.

Über die Herausgeberin:

Dr. Frauke Dettmer studierte Volkskunde/Europäische Ethnologie und Slavistik an der Kieler Universität. Ihre Dissertation schrieb sie über die Geschichte der Juden ihrer Heimatstadt Cuxhaven. Von 1989 bis 2007 war sie im Jüdischen Museum Rendsburg als wissenschaftliche Mitarbeiterin und Kuratorin, zuletzt als Leiterin tätig.

Zuletzt von Frauke Dettmer im Wachholtz Verlag erschienen:
»Bei uns war der Jude ebenso ein Mensch wie jeder andere«
Lebenswege Rendsburger Juden 1933–1945